Nr. 65. Dienstag, den 18. März 1913. 27. Jahrgang.

Hamburger Echo.

Das „Hamburger Echo“ erscheint täglich, außer Montags.
Abonnementspreis (inkl. „Die Neue Welt“ und „Die arbeitende Jugend“) durch die Post bezogen ohne Bringegeld monatlich ℳ 1,20, vierteljährlich ℳ 3,60; durch die Kolporteure wöchentlich 30 ₰ frei ins Haus. Einz. Nr. 5 ₰. Sonntags-Nummer mit illustr. Beilage „Die Neue Welt“ 10 ₰.
Kreuzbandsendungen monatlich ℳ 2,70, für das Ausland monatlich ℳ 4,—.

Redaktion: Fehlandstraße 11. 1. Stock. Hamburg 36 Expedition: Fehlandstraße 11. Erdgeschoß.
Verantwortlicher Redakteur: Karl Petersson in Hamburg.

Anzeigen die siebengespaltene Petitzeile oder deren Raum 40 ₰. Arbeitsmarkt, Vermietungs- und Familienanzeigen 20 ₰. Anzeigen-Annahme Fehlandstr. 11. Erdgeschoß (bis 5 Uhr nachmittags). in den Filialen, sowie in allen Annoncen-Bureaus. Platz- und Datenvorschriften ohne Verbindlichkeit. Reklamen im redaktionellen Teil werden weder gratis noch gegen Entgelt aufgenommen.
Buchhandlung und Buchdruckerei-Kontor: Fehlandstr. 11. Erdgeschoß.

Filialen: St. Pauli, ohne Amandastraße, bei Franz Würzberger, Annenstr. 17. Eimsbüttel, Langenfelde bei Carl Dreyer, Fruchtallee 42. Hoheluft, Eppendorf, Groß-Borstel und Winterhude bei Ernst Großkopf, Meldorferstr. 8. Barmbeck, Uhlenhorst bei Theodor Petereit, Heinrich Hertzstr. 145. Hohenfelde, Borgfelde, Hamm, Horn, Schiffbeck und Billwärder bei Carl Ortel, Baustr. 26. Hammerbrook bis Ausschläger Billdeich bei Rud. Fuhrmann, Süderkaistr. 18. Rotenburgsort und Veddel bei Fr. Hübener, Lindleystr. 85. Wilhelmsburg bei H. Möller, Veringstr. 21, II. Eilbeck, Wandsbeck, Hinschenfelde und Ost-Barmbeck bei Franz Krüger, Kurze Reihe 34. Altona bei Friedr. Ludwig, Bürgerstr. 22. Ottensen, Bahrenfeld bei Franz Rose, Hohenesch 3, part.

Hierzu zwei Beilagen.

Des arbeitenden Volkes Märzfeier.

Zweierlei politische Märzfeiern sind es, die in diesem Jahre in Deutschland begangen werden — grundverschieden, scharf gegensätzlich in ihrer Tendenz und in ihrem Charakter. In der einen, mit der wir uns schon mehrfach kritisch beschäftigt haben, begreifen sich alle die militärischen, höfischen, byzantinischen und chauvinistischen Veranstaltungen, die man zu Kundgebungen „echt patriotischer Gesinnung“ stempelt und die dazu dienen sollen, eine „nationale Jahrhundertfeier“ zur Erinnerung an die sogenannten „Befreiungskriege“ einzuleiten.

Im Bunde mit den extremsten Reaktionären winden die Liberalen aller Schattierungen im ganzen Reiche dem Götzen „Nationalruhm“ Kränze einer falschen Popularität. Und im Vordergrunde der Bacchanalien des begeisterungstrunkenen „Patriotismus“ steht die Verherrlichung der Hohenzollern-Dynastie. Zu einem Nationalheiligen wird der preußische König Friedrich Wilhelm III. erhoben, dem die Geschichte wahrlich nicht das Urteil schuldet, daß ihm des Volkes Sache am Herzen gelegen, daß er sich Verdienste um das Volk erworben hat.

Eine Sintflut „patriotischer“ Reden, Lieder und Zeitungsartikel ist niedergegangen, und es wird noch mehr solch strömenden Ausflusses „echt nationalen Geistes“ geben, der ja vorzüglich darauf dressiert ist, geleitet von Unverstand, Unwissenheit, Vorurteil, Fanatismus und noch weit mehr aus schlauer Berechnung, allezeit dem „Vaterlande“ seinen „erfrischenden und befruchtenden Segen“ zu spenden.

Weil wir, die Sozialdemokraten, uns an dieser Märzfeier nicht beteiligen, verschreit man uns in gewohnter Weise als „antinational“. Dieser Vorwurf, mit dem man bezweckt, die „öffentliche Meinung“ gegen uns aufzuhetzen, das heißt die Meinung der Dummen und der Toren, läßt uns völlig kalt; wir haben für ihn nur ein mitleidiges Lächeln.

Nun aber schreitet die „Umsturzpartei“, die längst die stärkste Partei in Deutschland ist, zu ihrer Märzfeier. Es ist das eine Feier, die nicht ausnahmsweise nach gewissen politischen Zweckmäßigkeitserwägungen ins Werk gesetzt wird. Die freiheitlich gesinnte Arbeiterschaft hat sie schon lange vor dem Auftreten der Sozialdemokratie regelmäßig am 18. März begangen, und unsere Partei hat ihr die alljährliche Wiederkehr gesichert und ihr den Charakter einer gewaltigen Massendemonstration gegen die Mächte der Reaktion, für die großen Ideen und Bestrebungen des demokratischen Sozialismus gegeben.

Unsere Märzfeier erhält in diesem Jahre eine erhöhte Bedeutung dadurch, daß sie zugleich eine Demonstration gegen den Jubeljahrfeier-Spektakel unserer Gegner ist. Unsere Märzfeier sammelt um ihr leuchtendes Banner, das Kampfpanier des Geistes der Freiheit, nicht die Repräsentanten, die Träger und Werkzeuge reaktionärer Gewalt; nicht die mit dieser Gewalt durch Interesse und Anschauung verbündeten herrschenden Klassen und Parteien; nicht die das „gutgesinnte“ Anhängsel dieser Elemente bildenden Philister, von denen Goethe so treffend sagte, daß sie „... ein hohler Darm voll Furcht und Hoffnung, daß Gott erbarm“; auch nicht die „patriotischen“ Studenten, denen nichts mehr die Erinnerung gilt an jene Zeit, die erlebte, daß ein wahrhaft national und freiheitlich gesinntes deutsches Studententum (1815) die demokratische deutsche Burschenschaft gründete, die einem Verbot der Regierungen zum Opfer fiel, und daß dieses Studententum auf dem Wartburgfeste (1817) sich demonstrativ zu den Prinzipien der Demokratie bekannte, um alsbald sehr hart von der „Demagogenhetze“ betroffen zu werden; weiter auch nicht die in byzantinischer Phraseologie aufgehenden Kriegervereine und die ihnen ziemlich gleichwertige Masse der „nationalen“ Turner.

Alle diese Elemente bleiben unserer Märzfeier fern. Sie stehen uns fanatisch feindlich gegenüber. Zwischen den Anschauungen und Interessen, die sie vertreten, und denen, für die wir einstehen, gähnt eine tiefe Kluft. Aber die Millionen des arbeitenden Volkes, die sich offen zur Sozialdemokratie bekennen oder mit ihr sympathisieren, Männer, Frauen und eine hoffnungsfrohe und kampfesfreudige Jugend, bringen am 18. März unter dem roten Banner den Vorkämpfern für des Volkes Freiheit, Recht und Wohlfahrt, den Opfern der Tyrannei, den schuldigen Tribut dankbarer Erinnerung.

Die Revolution des Jahres 1848 war die Konsequenz des den Gipfel der Gewissenlosigkeit darstellenden Verrates, den die deutschen Fürsten, der preußische König mit an der Spitze, nach den „Befreiungskriegen“, gestützt auf ihre neubefestigte Macht, am Volke verübt hatten.

Der 18. März 1848 brachte, nachdem am 13. und 14. März durch einen Volksaufstand in Wien die Vertreibung des verhaßten Staatslenkers Metternich und die kaiserliche Verheißung einer Konstitution erreicht worden war, in Berlin den furchtbaren Barrikadenkampf. Der war provoziert worden durch einen offenbar vorher geplanten verräterischen Angriff des Militärs auf die Volksmasse, die den Schloßplatz füllte, nicht um den König zu bedrohen, sondern um seine Entschließungen abzuwarten und ihm dann loyal zuzujubeln wegen der Erklärung, daß er Preßfreiheit zugestehe und daß er „eine Konstitution auf freiheitlichster Grundlage für alle deutschen Länder“ wolle, sowie daß „Preußen sich an die Spitze der Bewegung stellen“ solle. Jählings machten die Schüsse, die Bajonette, die Säbel der Truppen dieser Jubelszene ein Ende. Das Signal zu einem furchtbaren, blutigen Kampfe war damit gegeben. Die freudige Stimmung des Volkes wandelte sich in Zorn und Wut. „Rache für den Verrat! Waffen!“ brauste der Ruf durch die Straßen. Das Pflaster wird aufgerissen. Barrikaden werden errichtet und von mutigen Männern und Jünglingen; meistens Arbeitern und Studenten, besetzt. Waffenläden werden erbrochen, und wer kein Gewehr oder keinen Säbel erlangen kann, der bewaffnet sich mit dem Messer, der Axt, der Eisenstange. Die Sturmglocken heulen von den Türmen, und die Geschütze donnern. Die ganze Nacht dauerte die Straßenschlacht.

Andern Tages, am 19. März, kapitulierte der König vor dem Volke. Am frühen Morgen richtete er eine Proklamation an seine „lieben Berliner“, in der er die Zurückziehung der Truppen versprach, wenn zuerst die Barrikaden geräumt würden. In dieser Kundgebung behauptete er, das Volk sei „von einer Rotte von Bösewichtern, meist aus Fremden bestehend“, zum Aufruhr verführt worden. Aber der von seinen Schranzen so gut beratene Monarch sah sich, erfüllt von der begründeten Befürchtung, daß das Volk entschlossen sei, einen Sturm auf sein Schloß zu unternehmen, genötigt, den Befehl zum Rückzug der Truppen zu geben, ohne daß auch nur ein Volkskämpfer die Barrikaden verlassen hatte.

Das Volk hatte gesiegt. Und dann trug es seine Toten, mit Blumen und Kränzen geschmückt,

„die Kugel mitten in der Brust,
die Stirne breit gespalten“,

in den Hof des Hohenzollernschlosses. „Der König soll kommen!“ brauste ein tausendstimmiger Ruf empor. Und er kam; bleich und zitternd, begleitet von der Königin, erschien er auf dem Altane bedeckten Hauptes. „Herunter! — und er kam gewankt.“ ... Und „Hut ab!“ — er zog, er neigte sich!“ Das Gefühl seiner Gottesgnadentumsallmacht hielt da nicht mehr Stand.

Das liberale Bürgertum hat dieses Ereignis als die „Bluttaufe der deutschen Freiheit“ gefeiert. Aber dieses Bürgertum erwies sich als unfähig und größtenteils auch als gar nicht gewillt, den Geist, die Prinzipien des Demokratismus zur Herrschaft zu bringen. Erfolgreich setzte der Monarchismus mit einer elenden Täuschungs- und Beschwichtigungspolitik ein. Der König und seine Ratgeber heuchelten Achtung vor den Wünschen des Volkes. Es wurde verordnet, daß die Armee die schwarz-rot-goldene Kokarde, die Farbe der „Rebellen“, tragen solle, und der König gelobte in einer bei seinem Umzuge durch Berlin hoch zu Pferde an das Volk gerichteten Ansprache unter Anrufung Gottes, daß er sich betätigen wolle als „Retter der deutschen Freiheit und Einheit“, für einen „wahrhaft freiheitlichen Konstitutionalismus“!!!

Das war derselbe preußische König, der ein Jahr zuvor, am 11. April 1847, bei der Eröffnung des ersten Vereinigten Landtages gesagt hatte: „Es drängt mich zu der feierlichen Erklärung: daß es keiner Macht der Erde je gelingen soll, mich zu bewegen, das natürliche, gerade bei uns durch seine innere Wahrheit so mächtig machende Verhältnis zwischen Fürst und Volk in ein konventionelles, konstitutionelles zu verwandeln, und daß ich es nun und nimmer zugeben werde, daß sich zwischen unsern Herrgott im Himmel und dieses Land ein beschriebenes Blatt gleichsam als eine zweite Vorsehung eindränge, um uns mit seinen Paragraphen zu regieren und durch sie die alte heilige Treue zu ersetzen.“

Als das Volk am 22. März 183 seine Toten (es waren ihrer insgesamt 230) in Friedrichshain bestatteie, sagte der Prediger Sydow in seiner Grabrede: diese Männer hätten „mit ihrem Blute besiegelt, was ihre Väter 1813 begonnen“. Auch der König hatte diesen Toten eine „letzte Ehre“ erwiesen; als der gewaltige Konduktt am Schlosse vorüberzog, hatte er, umgeben von seinen Ministern, entblößten Hauptes auf dem Balkon gestanden.

Derselbe Mann „von Gottes Gnaden“ erklärte ein Jahr später, als die Konterrevolution bereits im vollen Gange war und die Nationalversammlung in der Paulskirche zu Frankfurt am Main (28. März 1849) ihm die deutsche Kaiserkrone angetragen hatte, daß er eine Krone, behaftet mit dem „Ludergeruch der Revolution“, in einem „imaginären Reich, gebacken aus Dreck und Letten“, als „legitimer König von Gottes Gnaden“ nicht annehmen könne.

Die Konterrevolution machte allen auf die Märztage und die feierlichen Versprechungen der Fürsten gesetzten Hoffnungen sehr bald und sehr gründlich ein Ende.

Das im April 1848 vom preußischen König unter dem Zwange der Verhältnisse „gnädig gewährte“ allgemeine Wahlrecht war das erste große Opfer der Konterrevolution. Die preußische Nationalversammlung wurde im November 1848 mit Bajonetten auseinander getrieben. Es kam im Dezember die Oktroyierung einer sogenannten „Verfassung“ durch den König. Die zur „Revision“ dieser Verfassung berufene Kammer wurde aufgelöst, das allgemeine Wahlrecht, das völlig zu Recht bestand, wurde aufgehoben, und das Dreiklassenwahlgesetz wurde oktroyiert, das noch heute zu Preußens Schmach und Schande besteht, allerdings, wie die ganze preußische Verfassung, noch nicht einen einzigen Tag zu Recht. Unter dem Deckmantel eines elenden Scheinkonstitutionalismus, eines wertlosen beschriebenen Blattes Papier, organisierte der monarchische Absolutismus sich neu, gestützt auf die realen tatsächlichen Machtmittel.

In ganz Deutschland erlag die Revolution. Eine brutale Politik der Vernichtung wurde gegen die Ideen der Freiheit und nationalen Einheit und ihre Bekenner geführt. Viele gingen ins Exil; andere wanderten in die Zuchthäuser und Gefängnisse, und noch andere wurden gestandrechtet, so Robert Blum in Wien. Und unvergessen bleiben müssen auch die „Heldentaten“, die der preußische „Kartätschenprinz“ in Baden gegen die überwundenen und gefangenen Freiheitskämpfer verübte, indem er sie füsilieren ließ.

— — — — — — — — — — — —

An alles das denkt heute das arbeitende Volk. Und die Erinnerung daran wird in ihm lebendig bleiben. Sie verbindet sich fest mit der Ueberzeugung, daß der endgültige Sieg der demokratischen Prinzipien und mit ihm eine neue Ordnung der Dinge in Deutschland kommen muß.

Des Königs Triarier.

„Triarier“ nannten die alten Römer alte erprobte, auserlesene Soldaten, die eine besondere Heeresabteilung (das dritte Treffen) bildeten und die Aufgabe hatten, in der Schlacht die Entscheidung herbeizuführen. Darauf war das Wort gemünzt: „Vanit ad triarios“, die Entscheidung kommt an die Triarier, womit der höchste Ernst der Schlachtsituation zum Ausdruck gebracht wird.

„Vivant regis triarii!“ Mit diesem Rufe unter Hinzufügung des Wortes: „Drei Hurras auf unsere Landwehr!“ hat Wilhelm II. im Berliner Landwehroffizierkasino am 10. März eine Rede gehalten, deren Wortlaut erst jetzt halbamtlich bekannt wird.

Der Kaiser feierte in hochklingenden Worten die Ruhmestaten der 1813 gebildeten preußischen Landwehr in den Befreiungskriegen. Er versicherte, daß er die „feierliche Erneuerung des Treuschwurs“, welche die versammelten Landwehroffiziere ihm geleistet, „gehobenen Herzens entgegengenommen“ habe. Und dann wurde seine Rede sehr demonstrativ ordnungspolitisch.

Der Kaiser meinte, in unserer ernsten Zeit gelte es, „den Geist treuer Pflichterfüllung“, der unserm Volke vor hundert Jahren mit Gottes Hilfe den Sieg verlieh, in unserm Volke und in seiner Jugend wach zu erhalten, die sittlichen Kräfte zu heben und zu stärken und nicht durch Selbstsucht, Genußsucht und Abfall von dem Glauben unserer Väter verkümmern zu lassen“.

Dazu mitzuwirken, so erklärte der Kaiser weiter, seien die Kameraden von der Reserve und der Landwehr ganz besonders berufen und ausersehen. Dann fügte er hinzu:

„Sie stehen in Ihrem Berufsleben in dauernder Fühlung mit allen Schichten der Bevölkerung. Ihr Beispiel, Ihre Lebensanschauung und Ihre Pflichterfüllung gegen Gott, König und Vaterland sind von außerordentlicher Bedeutung im Kampfe gegen die finsteren Mächte des Unglaubens und der Vaterlandslosigkeit, die in unsern Tagen an dem gesunden Marke unseres Volkes zehren und seine Ruhe und seine Zukunft zu zerstören drohen. Das Vaterland erwartet von Ihnen in erster Linie nicht kriegerische Lorbeeren, sondern ein verdienstvolles Wirken als Staatsbürger. Es rechnet darauf, daß sie dem deutschen Volke und besonders der deutschen Jugend mit Rat und Tat und einem charaktervollen Vorbilde treu zur Seite stehen. ...

Das ist der Weg, auf dem Sie sich als würdige Nachfolger jener ersten Landwehroffiziere vor 100 Jahren erweisen sollen, die nicht nur auf des Königs Ruf freiwillig zu den Fahnen geeilt waren, sondern schon vorher, als sie noch auf dem Katheder, im Bureau, in der Fabrik oder auf eigenem Hofe schafften, durch Wort, Lied oder Beispiel die gute Saat in das Herz des Volkes gestreut und es zur freudigen Hingabe von Gut und Blut für Ehre und Freiheit des Vaterlandes begeistert hatten.“

Jawohl: Ehre und Freiheit des Vaterlandes — das war die Parole, unter der die Landwehr — nicht nur die Landwehroffizier, sondern auch die Mannschaften — 1813 in den Kamf zogen und den Sieg mit herbeiführten. Ein freies, ein geeintes Vaterland, ein wirklich nationales Wesen wollten sie erringen. Nicht für die dynastischen Interessen seiner Fürsten wollte das selbständig auferstandene Volk Gut und Blut opfern — nicht für die schamlos frivole politische Neuordnung Deutschlands, die nach dem Siege die Fürsten auf dem Wiener Kongreß unter Eidbruch und schnödestem Verrat am Volke — nicht für das von ihnen errichtete neue, der deutschen Nation zu Schmach und Schande und Unheil gereichende Reaktionssystem.

Es war im allgemeinen eine gut demokratische Gesinnung, welche die Masse der Landwehr 1813, die Offiziere und die Mannschaften, beseelte. In ihnen lebte und wirkte die Idee des wahren Volksheeres, dessen Aufgabe es ist, das Vaterland im Volksinteresse, und nur im Volksinteresse zu verteidigen. Das böse Wort vom „inneren Feind“, diese infame Ausgeburt des Reaktionsgeistes, war damals noch nicht entstanden. Erst einige Jahre später erfand es der leitende Staatsmann Metternich zur niederträchtigen Verunglimpfung all der wahrhaften Patrioten, die dem Verrat der Fürsten opponierten und mutig für die in den Staub getretene Ehre, Würde und Freiheit der Nation eintraten. Wie man heute die Sozialdemokratie als „vaterlandslos“ und „vaterlandsfeindlich“ zu bezeichnen neigt, so wurden nach den „Befreiungskriegen“ auch die demokratischen und liberalen Elemente des Volkes von den Machthabern der „Vaerlandsfeindlichkeit“ beschuldigt, darunter auch schon ein großer Teil der Männer, die im „Befreiungskriege“ mitgekämpft und Opfer gebracht hatten.

Die Landwehr des Jahres 1813 war nicht das Triariertum der Fürsten, sondern das des Volkes! Die damalige und die jetzige Landwehr sind gar nicht als in ihrem Wesen, ihrem Geiste, ihrer Bedeutung gleichartige Bildungen zu erachten. Was speziell die Offiziere der Landwehr angeht, so hat man die langen Jahrzehnte hindurch nichts unversucht gelassen, sie, ebenso wie alle andern Offiziere und Mannschaften, der Reaktionspolitik gefügig und dienstbar zu machen. Der Geist dieser Politik und das ihm verknüpfte Interesse herrschender Faktoren duldet es nicht, oder will es nicht dulden, daß aktive und inaktive Dienstpflichtige sich freiheitlichen Anschauungen und Bestrebungen hingeben. Den von ihnen geleisteten beziehungsweise nach gesetzlicher Vorschrift erzwungenen Fahneneid legt man in unerhörter Weise dahin aus, daß sie unter allen Umständen den politischen Ansichten und Absichten des Monarchen und seiner Regierung sich fügen und dienstwillig zeigen müssen.

Das hat man von der Landwehr 1813 nicht verlangt! Heute wird systematisch alles das als „vaterlandsfeindlich“ und „antinational“ in Acht und Bann getan, was des Volkes Recht und Freiheit gegen die Reaktionsgewalten verteidigt. Wenn die „Triarier des Königs“ ihre Aufgabe darin sehen sollten, eine auserlesene Schutztruppe der Reaktion zu sein —, nun, so ist das ihre Sache. Sie mögen nur nicht vergessen, daß auch das Volk seine Triarier hat, die unerschütterlich stehen für des Volkes Freiheit und Recht. Wir rufen: „Vivant popolus triarii!“

Die Balkanfrage.

Kriegsnachrichten.

Wie in Konstantinopel bekannt wird, sind vor mehreren Tagen zwei Flugzeuge mit deutschen Fliegern von Bulair und Gallipoli nach Adrianopel aufgestiegen und dort glücklich gelandet. Nachdem sie sich über die Zustände in der Stadt unterrichtet hatten, kehrten

---

Mein Finnland.*

Erzählungen von Juhani Aho.
Einzige autorisierte Uebersetzung von C. M.

[2]

Das Schiff im Schneesturm.

Der Schneesturm wütet. Himmel und Meer sind in Nebel gehüllt, hier und dort blinkt ein Stern zwischen den dahinjagenden Gewitterwolken hervor. Das Schiff kämpft mit dem Seitenwind, der vom dunklen Meere her kommt. Die Wellen brechen sich schäumend an den Klippen dicht unter der Meeresfläche.

Der Lotse wandert auf der schmalen Kommandobrücke auf und ab und betrachtet mit ängstlichem Gesichtsausdruck den Kompaß, den Himmel, das Meer. Er denkt laut:

Was soll das bedeuten? Geht hier eine unbekannte Strömung oder hat das Steuer einen Fehler oder vielleicht der Kompaß? Das ist wie verhext.

Ich habe ja geglaubt, dieses Fahrwasser zu kennen, hab' es ja hunderte Male glücklich passiert, auch im ärgsten Schneetreiben. Ich habe geglaubt, die Fahrweiser und Grundzeichen, die seit altersher auf ihrem Platze sind, auswendig zu kennen. Jetzt aber such' ich schon seit langem vergebens nach ihnen. Hat man sie zerstört oder hat das Meer sie fortgespült? Oder macht der Schnee die Küste ganz unkenntlich? Ich kenne keine einzige Klippe wieder. Bin ich in unbekanntes Fahrwasser geraten?

Das einzige, was ich erkenne, wenn sich der Nebel ein wenig lichtet, ist ein großes, flaches Land kielwärts, an das mich der Sturm treibt. Wenn es so gegangen ist, wie ich mir's gedacht habe, so müßten wir schon auf der Höhe der äußersten Schäre außerhalb der gefährlichen Landspitze sein, die wir jetzt passieren müßten, wie so oft vorher. Aber ich sehe kein Leuchtfeuer und der Sturm treibt mich gegen Land. Ich kann mir's nicht anders erklären, als daß ich auf ganz unbegreifliche Weise statt nach Südwest nach Südost treibe.

Aber wie ist das zu erklären? Hab' ich denn nicht die ganze Zeit nach dem Kompaß gesteuert? Sollte der falsch zeigen? Oder haben wir jene Stelle passiert, an der das gesunkene große Kriegsschiff aus Eisen am Meeresgrunde liegt? Oder hat irgend ein Frevler uns Eisen in den Kompaß geschmuggelt? Derlei ist schon geschehen — auch auf diesem Schiffe. Sie werden doch nicht vergessen haben, vor der Abfahrt den Kompaß zu prüfen ...

Die Herren könnten ihre Pflicht besser erfüllen. Gewöhnlich sendet die Reederei die Fracht im letzten Augenblick. Der Kapitän ist ein gutmütiger alter Mann, aber eine Landkrabbe, die sich auf die Geschäfte besser versteht, als auf die Seefahrt. Die beiden Steuermänner hoffen seine Nachfolger zu werden und sind deshalb aufeinander neidisch, versuchen in allen Häfen sich gegenseitig Verdrießlichkeiten zu bereiten, die Zeit vergeht uei unnützen Katzbalgereien, und so muß man bei jedem Wetter zur Nachtzeit auf die Fahrt. Man hat ja einen Lotsen am Boot, einen beeideten Fernlotsen, dem gehorcht man und dem — schiebt man alle Schuld zu. Stößt das Schiff auf Grund, dann ersetzt die Assekuranzgesellschaft den ganzen Schaden, die Bergungsdampfer machen ein gutes Geschäft, das Schiffskommando wäscht sich durch eine wohlstilisierte Erklärung rein, aber der Lotse verliert den Platz und die Besatzung den Verdienst.

Immer rast der Sturm! Da, das war jetzt wieder ein Riff unter dem Wasser ... Ueberall bricht sich die See ... Das wäre ein Wunder, wenn alles gut abläuft.

Wenn ich mindestens die Fahrt verlangsamen könnte, um, wenn's Not tut, anzuhalten. Aber das Schiff wird immer näher ans Land getrieben. Wenn das vielleicht noch das beste ...

Er ruft etwas durchs Sprachrohr, dann faßt er mitten auf der Kommandobrücke Posten und stützt sich mit beiden Händen fest auf das Gitter.

Der Maschinist glaubt, es wär' am besten, mit aller Kraft in die offene See zu treiben und dort dem Sturm zu trotzen. Er kann recht haben. Freilich gehen die Wogen dort höher, aber es geht immer besser, mit dem Vorderbug die Wellen zu brechen. Masten und Flaggenstangen werden mal über Bord gehen, und von der Fracht werden auch die leeren Tonnen fortgespült werden. Er lächelte satirisch; sie sollen wohl auch etwas bekommen, die dort, die vom Strandgut leben. Das Schiff wird sich in diesem Kampfe wohl halten, sein Bug ist solid, seine Wände sind zähe und seine Maschine kräftig. Es ist jedenfalls sicherer am selben Platze die Maschinen stampfen zu lassen, als zwischen Riffen und Schären umher zu treiben. Lieber versinke ich im klaren Wasser, als mich gegen unbekanntes Land treiben zu lassen. Vielleicht erblicken wir im Morgengrauen irgendeinen Stern, der uns die Fahrtrichtung zeigt. Auf die Sterne muß man in schweren Stunden seine Hoffnung setzen. Morgen werden wir schon die Riffe bei der Landzunge Mala volunta zu umgehen wissen und steuern dann direkt los auf das Cap Bueno Esparanza. Ich glaub', der Maschinist hat Recht ... Steuer gerade aus!

Das Schiff wendet sich vorsichtig im Sturm, die Wogen rollen über das ganze Deck bis zum Vorderlug. Der Fockmast und die Flaggenstange rollen über Bord und werden von den rasenden Wogen verschlungen. Der Himmel klärt sich für wenige Augenblicke auf und ein Stern glänzt zwischen den Gewitterwolken.

Ich glaub', wir sind dem Sturm entronnen — diesmal.

Am Strand der Trauer.

Ein seichter, sumpfiger See in der Einöde, dort, wo der Sümpfe schwarzes, schleimiges Gewässer gurgelt. Am Strande dichtes, undurchdringliches Schilf, wie ein riesiger, ungepflegter Bart, und in dessen Mitte eine schmale Ader klaren Wassers.

Von dem schmutzig-grauen Herbsthimmel rieselt es herab. Der Wald ist eine einzige undurchdringliche Wildnis, und mit seinen gleichmäßig hohen, spitzen Tannen sieht er aus wie ein gewalliges Dijtelland. Bei dem weit vorgeschobenen Waldrande erhebt sich eine Scheuer und eine Heudieme. Bei der Scheuerecke sieht eine einsame, entzweigte Fichte, deren Stamm ein rundes, verlassenes Vogelnest trägt.

Weit draußen schimmert durch den Regen ein Grat, der sich über den Wald erhebt und auf dessen Kamme sich die Konturen eines Gehöfts abheben. Und jenes Haus dort, ein wenig weiter oben, wohin der schmutzige Fußsteig aus dem Walde mich geführt hat, ist sicher das Wohnhaus der Leute, die hier auf dem Grate als Ansiedler hausen.

Diese tieferliegenden Gebäude, die in die Erde zu sinken scheinen, sind der Stall und die Böden. Ihr Dach ist aus Birkenrinde und Torf, die Fenster*) sind aus dünnen Spänen gebildet, mit Lappen verstopft.

Der Roggenacker ist voll Stoppeln, auf dem Flachsfelde liegt ein umgestürzter Wasserbottich, und an dem Zaune hängen durch den Frost beschädigte Kartoffelblätter. Niemand ist sichtbar, die Türen sind von außen her verrammelt.

Ein aufgeweichter Weg führt nach dem Strande; übelriechende Flachswurzeln im Schlammwasser, eine umgestürzte Waschbank mit den Füßen in die Luft ragend, ein Eimer ohne Griff, ein altes, halb mit Wasser gefülltes Boot, und in diesem eine Angelschnur und ein Stück verkohlten Teers.

Am Strande scheint sich ein graurotes Wesen zu rühren; es ist ein halbverhungerter Hund mit langem, aber dünnem Haar. Er sieht den Fremden da stehen und erschrickt. Er bellt nicht, aber duckt sich nieder, den Schwanz zwischen die Beine klemmend, und zwischen den Zähnen hält er einen verfaulten Fisch. Eine Krähe, die dem Hunde die Beute nicht gönnt, umkreist ihn, vom Winde getragen, und läßt sich dann krächzend auf der Fichte bei der Scheuer nieder.

Die Dämmerung fiel herab, und ich mußte noch den See umwandern, und das war ein gutes Stück Wegs durch den Wald, um nach dem Hause auf dem Grate zu gelangen. Meine Kleider waren durchnäßt, meine Schuhe mit Wasser gefüllt und meine Hände gefroren. Das Schneegestöber peitschte mir das Gesicht, der Wind schüttelte an den halbmorschen Zäunen und preßte den wehmütigen Sang seiner trauererfüllten Klage in mein Ohr.

Auf dem Wege nach der Hütte wollte ich meine Pfeife entzünden. Da fand ich in der Tasche ein Stückchen einer alten Zeitung. Das Datum fehlte, aber es enthielt eine Notiz, die mit den Worten begann:

„Traurige Zeiten herrschen jetzt in Finnland. Kümmernis erfüllt die Sinne und ...“

Die Fortsetzung war nicht vorhanden und auch nicht nötig.

(Fortsetzung folgt.)

* Fortsetzung aus der Nr. 58 des „Hamb. Echo“.

*) In den entlegeneren Gegenden des Landes wurden die Fensterscheiben durch ganz dünne, dicht aneinandergefügte Späne ersetzt.

Bücher und Schriften.

„Arbeiter-Jugend.“ Aus dem Inhalt der Nummer 6 des fünften Jahrganges heben wir hervor: Karl Marx in seinen jungen Jahren. Von A. Conrady. — Tage der Kindheit. Von Wilhelm Schröder. — Von den Bundesstaaten (Zur Einführung in die Staatsbürgerkunde). — Gefährliche Gastfreunde. Von Heinz Welten (Mit Abbildungen). — Wie der Arbeiterhaushalt beschaffen sein könnte. Von Therese Schlesinger. — Jürgen Brand gemaßregelt. — Aus der Jugendbewegung. Von den Gegnern usw.

Beilage: Der Apachen-Ueberfall. Erzählung von Owen Wister. — Er kommt. Von Jürgen Brand. — Die schöne Landschaft. Von Adolf Bruno (Mit Abbildungen). — Vom Schaffen und Schauen der Arbeiterjugend. Von P. B. — Wie wird ein guter Aufsatz? Von Otto Koenig. — Bücher für die Jugend. — Lehrlingsstreiche. Von August Wysocki. — Lied des Jünglings. Gedicht von Alfons Petzold.